

Wo das Geld auf der Strasse liegt : indische Zeitungskolporteure in Wien

Autor(en): **Fuchs, Bernhard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **91 (1995)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wo das Geld auf der Strasse liegt

Indische Zeitungskolporteure in Wien

Von Bernhard Fuchs

Im Jahre 1990, als die anfängliche Euphorie über die Ostöffnung bereits soweit abgeflaut war, dass auch sozialdemokratische Politiker laut nachzudenken begannen, ob «das Boot» nicht schon «voll» sei, meinte Wiens Bürgermeister Dr. Zilk in einem Interview: «Ma' soll do' net immer nur reden von den Polen. Red' ma' amal von den vielen Menschen aus Pakistan und Bangladesh, die des Abends zu Tausenden unsere Strassen kennzeichnen. Fremde, die nach Wien kommen, fragen mich immer nach dem sonderbaren Umstand, dass alle Wiener Zeitungen verkauft wer'n von dunkelhäutigen Bürgern dieser Erde» (Mittagsjournal 16. 6. 1990). Auf meine entsetzte Anfrage, wie das zu verstehen sei, erhielt ich die schriftliche Versicherung, dass der «Hinweis auf Zeitungskolporteure (mit anderer Hautfarbe) in positivem Sinn zu verstehen gewesen ist – diese Stadt ist eben offen über die Grenzen zu unseren Nachbarn hinaus.»¹

Rund 1300 Zeitungskolporteure gibt es in Wien, etwa zwei Drittel sind Ägypter, die übrigen kommen zum Grossteil aus Indien, Pakistan und Bangladesh.² Ihre Zahl unterliegt, der Jahreszeit entsprechend, einer starken Fluktuation; die kalten Wintermonate verbringen viele lieber in ihrer warmen Heimat. Doch ist dies für sie mit hohen Kosten und einem Verdienstentgang verbunden. Da sie «freie Unternehmer» sind, besitzen sie keinerlei sozialrechtlichen Schutz. In den siebziger Jahren wurde in Folge der Rezession eine restriktive Ausländergesetzgebung erlassen, doch der Staat kam dem Interesse der Zeitungsunternehmungen an frei verfügbaren, billigen Arbeitskräften nach. Als selbständig Erwerbstätige fallen Kolporteure nicht unter das Ausländerbeschäftigungsgesetz. Ein Erlass des Innenministeriums brachte Zeitungsverkäufer durch einen besonderen Sichtvermerk, der an die Kolporteurs- bzw. Verteilertätigkeit (Reklame) gebunden ist, in ein vollkommenes Abhängigkeitsverhältnis. Ihre Aufenthaltsgenehmigung erhalten sie nur gegen Vorlage einer Bestätigung der Vertriebsgesellschaft. Die Sonderregelung sieht eine enge Zusammenarbeit der Vertriebsorganisationen mit der Fremdenpolizei vor, so dass die Einstellung des Belieferungsverhältnisses unter Umständen die Verhängung eines Aufenthaltsverbotes zur Folge haben kann. Während früher Zeitungskolporteure meist mit einem Touristenvisum eingereist sind und das besondere «Z-Visum» erst von einer Vertriebsgesellschaft beantragt worden ist, schiebt seit 1993 das neue Aufenthaltsgesetz dieser Praxis einen Riegel vor. Jetzt muss der Zweck des Aufenthaltes bereits im Heimatland deklariert werden (siehe Bezdeka u. Graser 1994). Anfangs sah man für Kolporteure eine jährliche Quote von 2000 Sichtvermerken vor.³

Die Wahrnehmung der Kolporteur

«In Wien gehören sie zum alltäglichen Bild: die zumeist aus dem orientalischen Raum stammenden Zeitungskolporteur. Während das Misstrauen der Österreicher gegenüber manchen Ausländern unleugbar ist, geniessen diese Leute weithin Sympathie. «Meinen» mag ich besonders gern, und ich habe von anderen Leuten gehört, dass es ihnen mit dem «ihren» ebenso geht» (Steinweg 1991, Samstag 5.1.1991).

Das «alltägliche Bild» ist ein soziales Konstrukt. Um das Phänomen der Fremdheit zu untersuchen, will ich mich vorerst vom Fremden ab- und dem gesellschaftlichen Zerrspiegel der Typisierung zuwenden. In diesem Spiegel vermeinen wir, ihn klarer erkennen zu können. Tatsächlich erfahren wir daraus jedoch mehr über unsere eigene Gesellschaft, als über die Eigenheit des Fremden. Ich greife bewusst übertriebene Darstellungen auf, um Bedeutung und Ausmass der Fremdheit verständlich zu machen. Richte ich meinen Blick wieder auf die Realität, so treten Zusammenhänge – besser Widersprüche – deutlicher hervor.

Die Haltungen, die gegenüber Zeitungsverkäufern eingenommen werden, lassen sich drei Grundkategorien zuordnen: der Xenophilie, dem Miserabilismus und der Xenophobie, wobei in diesem besonderen Fall eindeutig erstere dominiert. Einstellungen finden in den entsprechenden Bildern vom Fremden ihren Niederschlag. Die Reifizierung des Anderen macht auch das Eigene «begreifbar» und schafft Identifikationsmöglichkeiten. Stereotypen dienen der Reduktion von Komplexität, sie besitzen Orientierungsfunktion (Bausinger 1988, 13). Der «wahre Kern», den sie enthalten, kann ihre Legitimation erleichtern. Das Bild, das wir uns von der Wirklichkeit machen, beruht auf kulturellen Wahrnehmungsmustern, «und das sind gutenteils Selektionsmuster» (vgl.: Gerndt 1988, 12).

Xenophobie:

Die Logik der Xenophobie besteht in einer Umkehrung des Verhältnisses Täter-Opfer: Der Fremdenfeind fühlt sich von den Ausländern bedroht und setzt sich zur Wehr. Um potentielle Täter zu enttarnen, blickt er in die Zukunft:

«Europa den Afrikanern» lautet der Titel eines Romans von Gottfried Distl (der die Fremdenangst allerdings verhöhnt): Wir schreiben das Jahr 1999, arabische Truppen haben Wien besetzt. ««Dr. Kreisky verdankt ihr Österreicher, dass wir euch verschont haben. Wir haben nicht vergessen, wie sehr er sich immer für uns eingesetzt hat», sagte der Palästinenser... Ich fragte den Kreisky-Fan, warum er so gut Deutsch könne. Er lachte: «Ich habe in Wien Politikwissenschaften studiert und während meines Studiums als Zeitungskolporteur gearbeitet.»

«Dann ist es ja ein wenig wie eine Heimkehr für Sie», sagte ich. Der Palästinenser gab mir Recht» (Distl 1987, 196).

Aus dieser Perspektive kann sich der Xenophobe als Opfer sehen, aber auch als «Retter des Abendlandes». In Wahrheit ist es wohl kaum Furcht, die Ausländerfeinde zur Tat treibt.

Am 3. März 1993 wurde der indische Kolporteur Amrik Singh von einem Psychopathen, der sich laut eigenen Angaben ständig von Zeitungskolporteur*innen verfolgt fühlte, ermordet (Lux 1993; Kurier, 4.3.1993; Kronen Zeitung, 4.3.1993). Seine indischen Freunde sammelten für die Angehörigen. Dabei suchten sie indische Marktstände, Lebensmittelgeschäfte und Restaurants auf. Angesichts der Bedrohung durch Fremdenfeindlichkeit versicherte man sich der symbolischen Solidarität der ethnischen Gemeinschaft.

Miserabilismus:

Der Miserabilismus ist eine von übertriebenem Mitleid bestimmte Haltung. Er stellt meist eine Reaktion auf Diskriminierung und Fremdenhass dar, ist aber unfähig, den tatsächlichen Verhältnissen gerecht zu werden, da er die Kategorien Täter-Opfer nur generalisierend wahrnimmt: Für ihn sind Ausländer «die Opfer unserer Gesellschaft». Diese Sichtweise wird in einer Szene in Peter Turrinis Theaterstück «Tod und Teufel» auf die Spitze getrieben: Ein Waffenhändler, ein Verteidigungsminister und ein Pfarrer betätigen den Auslöser eines «Gewehres mit Rassenwahlscheibe», das sie auf «orientalische Rasse» eingestellt haben. Das Projektil findet die Opfer selbst. Wenig später werden die Leichen – Zeitungskolporteur*innen und Rosenverkäufer – auf die Bühne getragen... (Turrini 1990, 65–74). Die Täter symbolisieren Institutionen unserer Gesellschaft: Wirtschaft, Staat und Kirche. Rassistische Gewalt und anonyme Gewalt moderner Kriegsführung verschmelzen miteinander.

In miserabilistischer Stimmung werden Zeitungskolporteur*innen lediglich als passive Opfer wahrgenommen, um mit Empörung – aber auch Genugtuung – unsere Gesellschaft zu verurteilen. Dabei kann vor lauter Mitleid übersehen werden, dass es sich um mündige Personen handelt: So wird zum Beispiel vom Schicksal eines Kolporteurs berichtet, der «wegen Aufmüpfigkeit» entlassen wurde. Er liess sich von seinen Kollegen Zeitungen geben und teilte seinen Erlös mit ihnen. Bis er eines Tages von vier Aufpassern der Zeitungsvertriebsgesellschaft verfolgt wurde. Um seine Freunde nicht zu verraten, kaufte er 30 Zeitungsexemplare zum Normalpreis. Dann stand er den ganzen Tag – von den Kontrolleuren beobachtet – in der Kälte und verkaufte die Zeitungen zum Normalpreis weiter (Auer 1981c, Extrablatt, März 1981). Einzig die moralisierende Tendenz der Darstellung lässt erkennen, dass es sich um keinen Witz handelt. Doch ist es durchaus alltägliche Praxis, wenn Zeitungskolporteur*innen ihre eigenen Zeitungen kaufen, um den von den Vertriebsorganisationen vorgeschriebenen Mindestverkauf zu erreichen.

Xenophilie:

Xenophilie ist die am weitesten verbreitete Haltung gegenüber Zeitungskolporteurinnen. Sie ist eng verwandt mit dem Miserabilismus, obwohl jener die eigentlichen Probleme nicht erkennt, weil er sie nur übertrieben und verzerrt sieht. Xenophilie hingegen neigt dazu, die Lage der Fremden zu beschönigen und Probleme als gelöst hinzustellen. Beide können als Fremdenfreundlichkeit bezeichnet werden. Die Xenophilie läuft Gefahr, zu einer «repressiven Toleranz» zu werden (vgl.: Fetscher 1990, Wess-de Velásquez 1988). Dies wird besonders deutlich in folgendem Zitat aus der Kronen Zeitung. Selbst wenn ein Kolporteur als Lebensretter gefeiert wird, bleibt bitterer Beigeschmack an der Xenophilie haften:

«Obwohl Gastarbeiter, sind die Zeitungverkäufer nicht unbeliebt. Weil sie, auch bei Kälte, Schnee und Regen, nie ihre gute Laune zu verlieren scheinen und unverdrossen herzlich und höflich sind. Und weil sie keinem Österreicher den Arbeitsplatz wegnehmen, denn kein Österreicher möchte ihre Arbeit tun» (Sagmeister 1989, Kronen Zeitung 22. 1. 1989).

Stigmatisierung dient der Ausschaltung von Konkurrenz. Kann sie diese Funktion erfüllen, so ist es durchaus möglich, dass stigmatisierte Gruppen sich bei der Allgemeinheit grosser Beliebtheit erfreuen. Es wird bloss «Schein-Akzeptierung» gewährt, die eine «Pseudo-Normalität» entstehen lässt. Bei dieser Form der Toleranz handelt es sich um ein Versprechen, das unter der Bedingung gegeben wird, dass es nie in Anspruch genommen werden darf (hiezuh siehe: Goffman 1990).

Die Andersartigkeit des Anderen wird zwar sehr wohl akzeptiert, doch das Recht, sich zu ändern, wird ihm verweigert, ganz zu schweigen von seinem Wunsch nach Gleichstellung. Letztlich geht es nur darum, Ungleichheiten zu zementieren – diese Interessen können hübsch verpackt werden mit dem Schlagwort «Multikultur». Alle Versuche der Vertriebsgesellschaften, diesem Eindruck entgegenzuwirken, sind vergeblich. Dies allerdings nur, wenn man sich tatsächlich für die Lebensbedingungen der Zeitungskolporteurinnen interessiert. Dass Zeitungsunternehmungen Imagewerbung für Kolporteurinnen betreiben, ist natürlich nicht ohne Eigennutz. Sie wollen, dass ihnen diese «wandelnden Litfasssäulen» (siehe Auer 1980), die sie mit dem Slogan «keep smiling-keep selling!» aufmuntern, erhalten bleiben. Denn nur diese ermöglichen ein derartiges Distributionssystem so kostengünstig.⁴ Vor allem, weil für sie keine Sozial- und Krankenversicherung, kein gesetzlich vorgeschriebener Mindestlohn, kein Urlaubsgeld und keine Zulagen für Nacharbeit sowie Sonn- und Feiertagsarbeit zu zahlen sind. Für ihre Werbefunktion bekommen Kolporteurinnen ein Fixum von ca. 50,- ÖS pro Schicht, für ihre Verkäufertätigkeit eine Provision von ca. 1,- ÖS pro Zeitung. Die Frühschicht dauert meist von 5 bis 10 Uhr, der Abendverkauf von 17 bis 22 Uhr (die Bedingungen werden immer «individuell vereinbart»). Der durchschnittliche Wochenlohn beträgt 1500,- ÖS (Hummel 1992b, 56). Anfängern werden schlechtere Plätze zugeteilt. Jeder Kolporteur muss eine Kautions in der Höhe des zweieinhalbwöchigen Umsatzes seines Standplatzes hinterlegen: das sind im Durchschnitt 11000,- ÖS. (Auch das ist ein Grund, weshalb

die «Karriereleiter» der Kolportage nur langsam erklommen wird. Schlechtere Plätze sind billiger.) Die Zinsen dieser Kauttionen werden den Zeitungsverkäufern nicht ausbezahlt. Als Unternehmer müssen sie Einkommens- und Umsatzsteuer zahlen, tun sie das nicht, so pfändet das Finanzamt die Kauttion, und es wird ihnen die Aufenthaltsgenehmigung entzogen.

Die Xenophilie weiss nichts von den Problemen der Ausländer, sie leugnet sogar deren Fremdheit. Dies lässt sich besonders deutlich an der «Krone-Weihnachtsgeschichte» von einem ägyptischen Kolporteur zeigen, der obwohl er Moslem ist, die Weihnachtsstimmung der Wiener teilt. Er stellt seinen Christbaum auf und freut sich wie ein Kind: «Ali Mohammed – oh, wie lacht!», verkündet der Titel des Aufsatzes. Der Leser bekommt aus dem Mund des Fremden sein Selbstbild bestätigt, «gemütliche Leute» seien die Wiener und überhaupt nicht fremdenfeindlich – hie und da «Kamötreiber» genannt zu werden, scheint ganz amüsant zu sein. . . «Allah sei Dank gib't die Krone!», frohlockt der freundliche Kolporteur (Jeannée, Kronen Zeitung 25. 12. 1991).

Die Exotik der Zeitungskolporture ist Bestandteil der Marketingstrategie der Vertriebsgesellschaften. Obwohl das Tragen einer Uniformkappe zu den Pflichten eines jeden Kolporteurs gehört, werden Sikhs sogar dazu ermuntert, weiterhin ihren Turban zu tragen. Diese hingegen streben häufig nach Unauffälligkeit und versuchen, sich möglichst rasch äusserlich anzupassen. Oft geben sie dafür auch ökonomische Gründe an, die Leute würden einem «*Khalsa*»-Sikh weniger Zeitungen abkaufen («*Khalsa*» nennen sich Angehörige der Bruderschaft initiiert Sikhs. Wörtlich bedeutet dies: die Reinen. Sie sind äusserlich deutlich anhand der auffälligen Symbole, vor allem am ungeschnittenen Bart und Haar, zu erkennen.) Diese Einschätzung entspringt der als unangenehm erlebten Erfahrung, einen Fremdkörper darzustellen, der Blicke auf sich zieht. Der Versuch, ökonomische Folgen dieser Exponiertheit objektiv zu prüfen, würde wahrscheinlich das Gegenteil beweisen. Die bunte Auffälligkeit märchenhaft anmutender Äusserlichkeiten vermag dem grauen Alltag ungewohnten Reiz zu verleihen. Sie lässt sich leichter integrieren als fremde Denkweisen und Werthaltungen. Es ist aber auch viel einfacher, sie abzulegen. Der Xenophile verherrlicht den Fremden, doch ist es ein blosses Produkt seiner Phantasie, das er seiner eigenen Kultur als Ideal hinstellt. An der Wirklichkeit der Ausländer geht es vollkommen vorbei. Fremdheit wird von ihm gar nicht wahrgenommen. Gerade die Tabuisierung von Kritik an Ausländern kann zur kritiklosen Begeisterung für alles Exotische führen. Eine solche Leidenschaft hilft dem Fremdenfreund über Identitätskrise und schlechtes Gewissen hinweg. Xenophilie und Xenophobie scheinen gar nicht so weit voneinander entfernt zu sein, manche gehen soweit, Ausländerfreundlichkeit als die Kehrseite ihres vermeintlichen Gegenteils, zu betrachten (siehe: Lischke u. Rögl 1992, 115). Sie bezeichnen die Fremdenliebe als einen «Schattenpatriotismus, der nicht weniger von Nationalismus geprägt wird als die Ausländerfeindlichkeit selbst» (siehe weiter oben).

Doch möchte ich unbedingt die positiven Aspekte von Xenophilie und Miserabilismus hervorheben, die Beliebtheit der Zeitungsverkäufer bedauere ich keineswegs.

Einen Versuch des «social advertising», der auf xenophile Tendenzen zurückgreift, stellt die im Sommer 1990 in Wien durchgeführte Werbekampagne «Miteinander» dar, die unter dem Motto stand: «Wien ist Heimat. Für uns alle.» Der Wunsch, an der Realität vorbeizusehen, wird auch deutlich am Plakat, das den lachenden Vaclav Žilk zeigt:

«Was täten wir ohne Žilk? Jeden Tag sorgt er dafür, dass wir bestens informiert sind. Bei Wind und Wetter. Sein Platz ist auf der Strasse. Damit alle Bürger wissen, wo es lang geht. Vaclav Žilk ist Kolporteur. Seine Informationen und sein Einsatz sind wichtig für uns alle. Vaclav Žilk ist in Böhmen geboren. In Wien wird er gebraucht. Und darauf ist er stolz.»

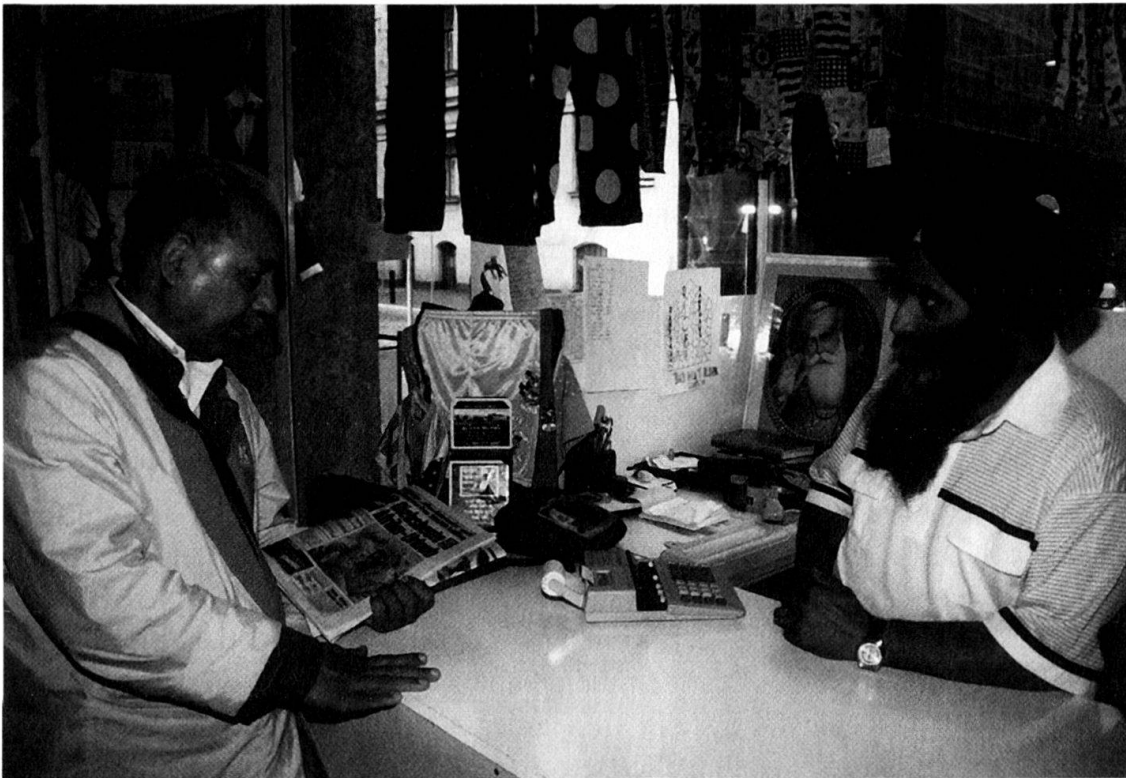
Die Werbekampagne gegen Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz war gerade in Vorbereitung, als Žilk auf die dunkelhäutigen Zeitungsverkäufer hinwies. Er versicherte mir: «Ich selbst habe mich mehrfach der Sorgen unserer Zeitungkolporteure angenommen: viele von ihnen kennen mich persönlich und wissen, dass sie in mir immer einen Freund und Helfer zur Seite haben.»

Die Verknüpfung von Prominenten, die von Einwanderern abstammen und heutigen «Gastarbeitern» sollte eine positive Haltung erzeugen. Dabei wurde an die Tradition der Darstellung sogenannter «Wiener Typen» angeknüpft, bei denen es sich um Zuwanderer aus allen Teilen der Donaumonarchie handelt. Besonders gegen Ende des 19. Jahrhunderts gewann die Hervorhebung lokalspezifischer Eigenschaften angesichts raschen gesellschaftlichen Wandels verstärkt Bedeutung. Auf der Suche nach Identität wandte man sich den Fremden zu (vgl.: Witzmann 1982, 89f.). Dort glaubte man, verloren gegangene «Ursprünglichkeit» finden zu können. Es ist allerdings eine Tradition der «repressiven Toleranz», an die hier angeknüpft wurde. «Sein Platz ist auf der Strasse. Und darauf ist er stolz.» Auch wenn xenophile Werbung eine positive Atmosphäre bewirken kann, bestätigt sie bisweilen nur die bestehenden Verhältnisse.

Die Freiheitliche Partei zeigte für solchen Binnenexotismus überhaupt kein Verständnis: «Statt Marizzis und Zilks müssten Österreicher Eis oder Zeitungen auf abgasreichen Strassen verkaufen». Es wird bezweifelt, dass «der Hinweis auf ungeliebte, <niedrige> Arbeiten Ausländer-Liebe weckend wirkt», denn es wäre uns viel erspart geblieben, «wenn die Vorfahren der Lukona/Norikum-Politiker nicht nach Österreich eingewandert wären» (Freie Zeitung 12.7.1990).

Kulturelle Vielfalt behindert Solidarität. Die Rolle der indischen Kolporteure

Gross sind die Chancen, mit Hilfe des Miserabilismus Verbesserungen zu bewirken, indem Ausbeutung angeprangert wird. 1980 unterstützte vor allem der Journalist Sepp Auer von der Zeitschrift «Extrablatt» eine Flugblattaktion des «Vereins der Ägypter für Kultur und Soziales». Ich führte Auers Bericht über einen entlassenen Kolporteur als ein Beispiel dafür an, dass Miserabilismus Realität nur in eingeschränktem Mass wahrnimmt. Diese Initiative der Kolporteure stand unter dem



Der Zeitungskolporteur Kewal Krishan im Geschäft eines indischen Textilgrosshändlers. Im Hintergrund das Bild von Guru-Nanak, dem Gründer der Sikh-Religion.

Motto «Ein Herz für Sklaven» und verband Miserabilismus mit unbeschönigter Darstellung in einer Weise, dass dieses Thema erstmals von breiteren Kreisen der Öffentlichkeit wahrgenommen wurde und politische Brisanz gewann (vgl.: Auer 1980, ders 1981; KAFÖ 1985, 160ff.). Gefordert wurde die Aufnahme der Zeitungverkäufer in ein Dienstverhältnis. Der damalige Bundeskanzler Dr. Kreisky sicherte ihnen seine Unterstützung zu (wie wir wissen, werden ihm noch im Jahr 1999 islamische Fundamentalisten dafür dankbar sein...). Dennoch wurde keine Veränderung der Situation erreicht.

Folgende Sätze des Sozialphilosophen Michael Walzer, der die Lage der Gastarbeiter beschreibt, treffen den Kern des Problems der Zeitungskolporture: «Sie erleben den Staat als eine allgegenwärtige und einschüchternde Macht, die ihr Leben bestimmt, jeden ihrer Schritte reglementiert und sie niemals um ihre Meinung fragt. Der Weggang, die Rückkehr in die eigene Heimat ist nur eine formale Option, die Ausweisung hingegen eine beständige reale Bedrohung. Als Gruppe bilden sie eine entrechtete Klasse, eine Klasse, die über keine Bürgerrechte verfügt. Hinzu kommt, dass sie eine in typischer Weise ausgebeutete oder unterdrückte Klasse sind, die, zumindest zum Teil, deshalb ausgebeutet oder unterdrückt wird, weil sie keine Bürgerrechte besitzt und keine Möglichkeit hat, sich zu ihrer Selbstverteidigung wirksam zu organisieren. Ihre materielle Situation kann erst dann eine Verän-

derung erfahren, wenn ihr politischer Status sich ändert. Tatsächlich ist der Zweck des ihnen verordneten Status, sie daran zu hindern, ihre Lage zu verbessern...» (Walzer, 102).

Selbstverständlich wollen Zeitungsverkäufer eine Verbesserung ihrer Lage herbeiführen, doch heisst das noch lange nicht, dass sie eine Änderung der Situation ihrer Berufsgruppe bewirken möchten. Ein solches politisches Engagement würde ein hohes Mass an Identifikation mit dieser Tätigkeit erfordern, dies ist jedoch kaum vorhanden (und darf unter diesen Bedingungen auch nicht erwartet werden). Sie nützen einfach eine Gelegenheit, die den Aufenthalt in einem westlichen Land ermöglicht. Ihr Ziel ist es, am Wohlstand teilzuhaben – sie leisten auch ihren Beitrag dazu. Deshalb suchen sie jedoch ständig nach Möglichkeiten, das unsichere Umfeld der Kolportage zu verlassen und eine besser bezahlte Beschäftigung, die zugleich höhere soziale Sicherheit bietet, zu finden. Aber andererseits sind sie auch Nutzniesser der Bereiche rechtlicher Unsicherheit, denn nur solche stehen den meisten Neuankömmlingen offen. Umstände äusserster Ausgrenzung innerhalb moderner Wohlfahrtsstaaten stellen die einzigen Lücken im System der Abschottung gegenüber ärmeren Ländern dar.⁵ Und die Funktion der Kolportage als der ersten Stufe, von der ausgehend die steile Treppe des Aufstiegs und der Einwanderung erklommen werden soll, wollen alle Betroffenen aufrechterhalten. Die Verbesserung der Situation würde nicht nur einen erschwerten Zugang mit sich bringen, aus ökonomischen Gründen würde sie vielleicht das Ende der Kolportage oder zumindest deren radikale Einschränkung bedeuten.⁶ 1987 wurde der «Verein für Zeitungskolporteure» gegründet. Genau diese Überlegungen führten dazu, dass er bei weitem nicht so radikal in der Öffentlichkeit auftrat wie vor ihm der «Verein der Ägypter für Kultur und Soziales». Doch gibt es eine weitere Ursache für mangelndes politisches Engagement dieses Vereins, der sich als Interessensvertretung aller Kolporteure versteht – und hier wird die besondere Rolle der indischen Zeitungskolporteure sichtbar. Kulturelle Heterogenität stand einer umfassenderen Solidarisierung im Wege, nicht nur wegen der gewaltigen Sprachbarrieren, auch auf Grund von Ethnozentrismen. Dies konnte von den Vertriebsgesellschaften geschickt ausgenutzt werden. «Teile und herrsche» lautete die Taktik, der sich der «Verein für Zeitungskolporteure» nicht entgegenstellen konnte. Dabei wollte er Zeitungsverkäufer aller Nationalitäten vertreten und stellte sich die Aufgabe, «die Kooperation zwischen den Kolporteuren aus verschiedenen Kulturen zu fördern» (Verein für Zeitungskolporteure, Richtlinien). Seine Initiatoren waren Ägypter, und er blieb auch weiterhin ägyptisch dominiert. Vereinssitzungen fanden im «Ägyptischen Club» statt. All das hatte zur Folge, dass Inder dieser Organisation eher skeptisch gegenüberstanden (vgl. Hummel 1992a, 54).⁷ Eine Kolportageabteilung ging sogar soweit, in einem Schreiben an die indische Botschaft vor dem Verein zu warnen, und ihn als «Terrororganisation» zu diffamieren. Als die diplomatische Vertretung daraufhin beim Verein Erkundigungen über indische Mitglieder einholen wollte (Ägypter werteten dieses Vorgehen als ein Zeichen mangelnder Solidarität der Inder), wurden alle Auskünfte verweigert. Bei den Vertriebsorganisationen standen

Ägypter in dem schlechten Ruf, Aufwiegler und Agitatoren zu sein. Gleichzeitig nahmen ägyptische «Kolporteurseliten» auch bereits wichtige einflussreiche Positionen innerhalb der Kolportageabteilungen ein, die sie in ihrem eigenen ganz persönlichen Interesse zu nützen wussten.

Dass hier zusätzlich zum ursprünglichen österreichischen System des Machtmissbrauchs noch ein weiteres, noch dazu ein fremdkulturelles, zu entstehen schien, war den Verantwortlichen nicht geheuer, vor allem, weil sie die Kontrolle zu verlieren drohten. Die von den Ägyptern geschaffenen Strukturen wurden als «ägyptische Krankheit» bezeichnet, und man versuchte, wieder Herr der Lage zu werden, indem Zeitungsverkäufern anderer Nationalität der Vorzug gegeben wurde. Man habe sich deshalb «auch schon sehr frühzeitig und mit grossem organisatorischem Aufwand Händler aus anderen Nationen <besorgt> und regelmässig auch auf guten Plätzen eingestellt» (siehe Hummel 1992a, 27, 13f.; ders. 1992c, 226)⁸. Ägypter sind zwar in den mittleren Einkommensbereichen zwischen S 20,- und S 40,-/Stunde überrepräsentiert, während Inder, Bangladeshi und Pakistani besonders bei den Schlechterverdienenden zu finden sind, doch die besten Standplätze sind überdurchschnittlich mit Indern besetzt (Hummel 1992a, 44). Interessant ist die Frage, wie weit die aktive Rolle der Vertriebsgesellschaften geht. Eine Politik der Beschränkung der Neuaufnahmen von Ägyptern und der Entlassung von Mitgliedern des Vereins wurde betrieben. Hätte sie nicht ausgereicht, um die nationale Zusammensetzung der Zeitungskolporture zuungunsten der Ägypter zu beeinflussen? Ein «grosser organisatorischer Aufwand» ist dabei nur insofern erforderlich, als die kulturelle Vielfalt, die die Herrschaft erleichtert, gleichzeitig die Organisation auf Grund von Sprachproblemen zusätzlich erschwert. Es gibt aber Gerüchte, dass es sogar Anwerbemassnahmen direkt in Indien gegeben hätte (Hummel 1992a, 14, 27).

Ein indischer Unternehmer, der auch Besitzer zweier indischer Restaurants ist und schon seit Beginn der siebziger Jahre in Wien lebt, antwortete auf meine Frage, wie er die Entwicklung der Einwanderung von Indern nach Österreich erlebt habe: «Ich weiss nicht, wie es gekommen ist, aber auf einmal waren einfach viel zu viele da. Auf einmal waren sie alle da, was, wie, weiss ich nicht. Es sind zu viele, leider ohne alle Fachkenntnis. Lauter Geldsuchende – kaum Akademiker. Sie sind von Schleppern aus den Dörfern hierhergebracht worden, in Gruppen von 20–30 Leuten, damit sie hier Zeitungen verkaufen können. Die Reisebüros haben das organisiert. Das war das Schlimmste mit der Zeitung: die Leute aus dem Dorf waren ihnen am liebsten, weil die haben sie für dumm gehalten. Viele waren Analphabeten, sie können überhaupt kein Englisch. Die Reisebüros gaben ihnen <Jobgarantie>. Meist waren es Bauern, oft haben sie Grundstücke verkauft, damit sie hierherkommen konnten. Diese Leute sind links und rechts betrogen worden. Sie haben ihnen gesagt, soundsoviel können sie verdienen, von den Ausgaben haben sie geschwiegen. Das Leben hier ist viel teurer. Es sind auf einmal so viele unfähige Nichtfachleute hier gewesen, Parasiten. Aber einige haben schnell gelernt. Ich habe sie stundenlang trainiert (im Bereich der Gastronomie, Anm.d.A.), das habe ich müssen, weil

sie schon einmal da waren. Sie haben tüchtig gelernt. Oft haben sie ihnen die Pässe und die Rücktickets weggenommen. Manchmal sind welche gekommen, ohne Geld, ohne Pass, haben gesagt, sie haben nichts zu essen...» (Interview am 27.9.1993).

Diese Klage über die ungebildeten Dörfler passt gut zu dem Bild, das sich Ägypter von indischen Zeitungskolporturen machen: «Analphabeten, mit denen die Vertriebsorganisationen machen können, was sie wollen. Sie halten nicht zusammen. Sie haben Angst und lassen sich lieber ausbeuten, sie verstehen die Ziele des Vereins überhaupt nicht. Viele von ihnen sind Alkoholiker...». Ein ägyptischer Kolporteur spricht alle Inder «Maharaja» an, weil sie sich dann freuen. Dann fügt er voll Ernst hinzu, das Problem mit den Indern sei, dass sie immer «buckeln» – Ägypter würden dem Chef sagen, was ihnen nicht gefällt. Im Gegensatz zum negativen Fremdbild der «dummen» Inder, pflegen Ägypter das Selbstbild des modernen, politisch engagierten Intellektuellen. Inder werden als die unsolidarischen Streikbrecher gesehen (auch wenn gar kein Streik stattfindet). Eine unrühmliche Rolle wird ihnen zugeschrieben, wo in Wahrheit niemand «ruhmreiche» Taten setzt. Gebildete südasiatische Kolporturen sind gleichfalls entsetzt, wenn sie ihren Kollegen, die vielleicht, *Gurmukhi*, *Devnagari* oder *Urdu* schreiben und lesen können, helfen müssen, ihren eigenen Namen in einer Liste aufzufinden. Vor allem Intellektuelle finden diese Arbeit besonders unbefriedigend. Unter den Zeitungsverkäufern finden sich auffallend viele Akademiker, mehrheitlich kommen sie aus dem städtischen Bereich (vgl. Leitner 1990). Besonders Pakistanis und Bangladeshis entstammen zum Grossteil einer Bildungselite (Hummel 1992a, 39). Hier ist die Sonderstellung der Inder auffällig: Die Heimat der Mehrheit liegt im ländlichen Raum (v.a. im Punjab), sie verfügen über geringere formale Bildung «und setzen sich zu einem fast vierzigprozentigen Anteil aus ehemaligen Bauern zusammen (Gesamtdurchschnitt 9%)» (ebda.). Die Beurteilung der indischen Kolporturen durch ihre ägyptischen Kollegen erweist sich nicht als blosses Vorurteil. Öfters drückten auch Inder mir gegenüber ihr Bedauern für ihre jungen Landsleute aus, die versuchten, ihre Sorgen mit Alkohol zu vertreiben. Doch manche Moslems empfinden dafür nicht das geringste Verständnis sondern nur Verachtung. In der Konfrontation verschiedener Kulturen gewinnen Unterschiede manchmal erhöhte Bedeutung und werden zu Symbolen ethnischer Grenzziehung. Dies ist auch eine Funktion akzeptierter beziehungsweise tabuisierter Drogen. Die Mehrheit der indischen Kolporturen sind Sikhs, deren Religion das Rauchen von Tabak nicht gestattet. Das Rauchverbot ist eines der antimoslemischen Gesetze, entstanden im Widerstand gegen die Moslemherrschaft im Punjab (McLeod 1989). Heute wirkt es in ganz anderem Kontext als kulturelle Schranke: Bei Kolporteursversammlungen im ägyptischen Club vernebelte die ägyptische Mehrheit den Raum mit Zigarettenqualm, die wenigen anwesenden Sikhs ergriffen schleunigst die Flucht. Doch auch die verbliebenen Inder, die sich daran nicht stiessen (nicht nur Hindus – schliesslich konsumieren hier sogar manche «Sikhs» Tabak, wie es auch «Muslime» gibt, die Alkohol trinken), konnten der in arabischer Sprache geführten Diskussion nicht folgen.⁹

Die Rekrutierung von Zeitungskolporturen aus dem Punjab

Im Februar 1994 suchte ich im Punjab Reisebüros auf. Im Gegensatz zu unseren Reisebüros, die von der Sehnsucht nach einer Erholung von der Arbeit leben, versprechen indische Reisebüros keinen Traumurlaub, sondern einen Job, der nicht immer ein Traumjob sein muss. Sie sind spezialisiert auf Einwanderungsprobleme und Fragen der Arbeitsmigration – und ihre Tätigkeit beginnt meist schon mit dem Beantragen eines Reisepasses. Und korrupte Beamte glauben oft, es läge in ihrem Ermessen, ob die Gründe zur Ausreise gerechtfertigt seien oder nicht (vgl. Aurora 1967, 42ff.). Im Vordergrund steht natürlich die zahlenmässig viel bedeutsamere Migration in die klassischen Einwanderungsländer USA, Kanada, Grossbritannien oder auch Australien. Diese sind auch wirklich die Wunschländer auswanderungswilliger Inder. Seit Mitte der siebziger Jahre wurden besonders für weniger qualifizierte Migranten die erdölproduzierenden Länder des Nahen Ostens besonders wichtig (vgl. hierzu Jain 1993). Wegen der schlechten Lebensqualität und der unsicheren politischen Situation besitzen diese (spätestens seit dem Golfkrieg) geringere Attraktivität. Einige indische Zeitungskolporture hatten im Nahen Osten gearbeitet, ehe sie nach Österreich kamen. (So verfügen manche sogar über geringe Arabischkenntnisse.) Inder, die Anfang der siebziger Jahre nach Österreich kamen, betonen fast durchwegs, dass sie eigentlich gar nicht hierher wollten, sondern mehr oder weniger durch Zufall in dieses Land verschlagen wurden. Englischsprachige Länder würden bevorzugt werden.

Die ersten indischen Staatsbürger, die in Wien ihren Lebensunterhalt durch Zeitungsverkauf bestritten, waren 1972 Flüchtlinge aus Uganda (Hummel 1992a, 9). Und auch später entwickelte sich Österreich nicht zum Traumland für Inder. Viele begannen in Wien als Zeitungskolporteur im Glauben, wenn sie einmal in Europa wären, stünde ihnen die Welt offen. Doch dann mussten sie hart arbeiten, um sich das Leben hier leisten zu können. Oft wurden sie Opfer betrügerischer Ausbeuter am Wohnungsmarkt. Und Visa für andere Länder konnten sie nicht bekommen. Nach ein paar Jahren Arbeit als Zeitungskolporteur hatten manche Schwierigkeiten, sich den Heimflug zu leisten. Österreich gilt als ein armes Land. Doch ist dies eher die Perspektive eines enttäuschten Zeitungsverkäufers. Fährt er dann einmal auf den ersten Urlaub, so borgt er sich wenn nötig Geld von Freunden, um seine Angehörigen und alle Nachbarn im Dorf mit grosszügigen Geschenken zu beeindrucken. Überdies hat sich inzwischen das Verhältnis zwischen indischer Rupie und Schilling umgekehrt: 1980 besass eine Rupie rund den doppelten Wert des Schillings, heute ist die österreichische Währung fast zweieinhalbmal soviel wert wie die indische. Wenn jemand auch nur 2000.-ÖS monatlich sparen kann, so tritt er daheim als reicher Mann auf: Er kauft Grund und baut ein neues «*pakka*»-Haus – ein Ziegelhaus; einst bedeutendes Statussymbol. Doch inzwischen sind die «*kaccha*»-Häuser, die Lehmhäuser, schon fast vollständig aus den Dörfern des Punjab verschwunden.¹⁰

Die Grüne Revolution und die Arbeitsmigration hinterliessen unverkennbare Spuren. Jetzt folgt die nächste Ausbauwelle, noch schöner, noch grösser! Das Woh-

nen in Wien stellt dazu meist einen krassen Gegensatz dar: überbelegte, feuchtkalte Wohnungen, die nicht einmal billig sind. Auch Unterkünfte, die «ortsüblich» sind und somit die Voraussetzung für die Erteilung einer Aufenthaltsgenehmigung erfüllen, können einem Vergleich mit den Wohnverhältnissen in der Heimat nicht standhalten, dies nicht nur, weil dort jede Familie ein eigenes Haus besitzt, sondern vor allem wegen der intensiveren Sozialbeziehungen in Indien – innerhalb der Grossfamilie und zu den Nachbarn. Und im Punjab spielt sich ein Grossteil des Lebens im Freien ab, während Zeitungskolporture in Wien sich in ihrer geringen Freizeit in ihre Quartiere zurückziehen. Ein Zeitungskolporteur zeigte mir die Umgebung seines Dorfes: Er fuhr einen frisch erworbenen Motorroller, das neueste Modell. Er war stets modisch gekleidet und trug sogar stets Krawatte. Als wir den Sikh-Tempel besuchen wollten, in dem Kopfbedeckung obligat ist, hatte er gleich eine «*Täglich Alles*»-Kappe zur Hand. Ein Fussballspiel der Dorfjugend machte das Aufeinanderprallen von Welten deutlich: ein «*Khalsa*»-Sikh mit langem Bart und Haarknoten, in «*Kurta-Pajama*» (trad. ind. Kleidung) und barfuss, kämpfte um den Ball mit einem glattrasierten Gegenspieler im topmodischen Trainingsanzug, Stoppelschuhe an den Füßen. Differenzen zu betonen, ist eine Leidenschaft der Migrant*innen, sie inszenieren ihr Anderssein nach allen Regeln der Kunst: So weigerte sich mein Freund, seine Armbanduhr auf indische Zeit zu stellen.

Aus der Sicht der Dorfbewohner wird kein Unterschied gemacht zwischen England und anderen europäischen Ländern, zwischen Kanada und USA, Australien und Österreich, es ist alles «*bahar*» – «draussen» in der grossen Welt. In den Dörfern im Punjab wurde ich als jemand willkommen geheissen, der von «*bahar*» gekommen ist. Selbst von Familien, aus denen ein Sohn in Wien Zeitungen verkauft, wurde keine Unterscheidung getroffen, der andere Sohn ist in Neuseeland, der Schwiegersohn in Deutschland, ein Onkel in Kanada. Wenn sie zurückkommen und von ihren Erfahrungen berichten, klingt alles ähnlich: «Dort scheint das Geld auf der Strasse zu liegen. Man muss sich nur danach bücken.» – Oder sie erzählen gar nichts: «Grossvater, dort ist alles so anders, das kannst Du Dir überhaupt nicht vorstellen.» Mir wurden auch Fotos gezeigt: schöne junge Männer, modisch gekleidet, mit dunklen Sonnenbrillen in den Blumenrabatten vor dem Schloss Schönbrunn. Vertraute Szenen, genauso posieren Inder vor indischen Sehenswürdigkeiten, wie die Heroes der Hindifilme. Der Zeitungskolporteur Vijay Kumar steht vor einem weissen Mercedes, auf der Rückseite des Bildes steht: «Das ist mein Auto.» Aber in Wahrheit hofft er noch immer auf einen Lottosechser.

Doch die Agenten in den Reisebüros haben sehr wohl eine genaue Vorstellung von den unterschiedlichen Gegebenheiten in den Aufnahmeländern. Informationen über Einreisebestimmungen und Arbeitsbewilligungen sind ihr Kapital. Und als sie hörten, dass ich aus Österreich sei, wussten sie sofort Bescheid: «Früher konnte man dort mit einem Tourist*innenvisum einreisen und dann Zeitungen verkaufen, aber jetzt ist das vorbei. Die Gesetze sind jetzt so streng, dass wir gar nicht mehr nach Österreich vermitteln können.» Informationen beschaffen sie sich, indem sie Erfahrungen von Migrant*innen heranziehen und Erkundigungen bei Botschaften ein-



Ein alter «Khalsa»-Sikh, bekannt unter dem Spitznamen «Maharaja».

holen. Wenn möglich werden auch Touristen befragt (die aber meistens über diese Dinge kaum Bescheid wissen). In Emigrationsregionen wie dem *Jullandhar*-District im Punjab herrscht ein regelrechtes «Auswanderungsfieber», alle träumen davon, ihr Glück im Westen zu versuchen. Ein Zeitungskolporteur, der in Wien mit seinem Standplatz auch nur halbwegs zufrieden ist, lockt gleich eine Gruppe neuer an und setzt eine «Kettenmigration» in Gang. Dafür muss kein Österreicher im Auftrag einer Vertriebsorganisation seinen Fuss auf indischen Boden setzen. Wohl berichtete mir ein Besitzer eines indischen Lebensmittelgeschäftes und Videoverleihs im 3. Wiener Gemeindebezirk, er hätte, als er noch als Taxifahrer in Delhi tätig war, von einem österreichischen Touristen erfahren, dass man in Österreich als Zeitungskolporteur gut verdienen könne. Doch die meisten wurden durch Reisebüros vermittelt oder ihre Freunde und Verwandten waren bereits in Österreich (vgl.: Hummel 1994, 255). Es muss kein direkter Kontakt mit indischen Reisebüros aufgenommen werden. Vergönnt man einigen indischen Kolporteurs bessere Standplätze, so lässt sich damit eine starke «Migrationskette» schmieden. «Grosser organisatorischer Aufwand» ist nur in Wien in der Kolportageabteilung erforderlich. Dort wäre es in organisatorischer Hinsicht am einfachsten, sich auf kulturelle Selbstorganisation zu verlassen und alles einer ethnischen Gruppe anzuvertrauen. Doch aus politischer Perspektive mag dies den Zeitungsvertriebsgesellschaften

wohl wie ein Alptraum erscheinen. So greifen sie zu einer Strategie, die «ethnische Bündelung» und möglichst grosse kulturelle Vielfalt zu verknüpfen sucht.

Reisebüros in Indien dürften bisweilen auch bereit sein, nicht-reguläre oder gar illegale Wege zu empfehlen (was sie im Gespräch mit mir jeweils der Konkurrenz vorwarfen): Scheinehen und Adoptionen für teures Geld oder Asylanträge. Hier liegt die Ursache für die oben erwähnten «weggenommenen Reisepässe», in Wirklichkeit sind es vielmehr weggeworfene Dokumente. Unter den Indern finden sich «Spezialisten» im Verlieren von Pässen, die dann mit falscher Identität Asyl beantragen.¹¹ Das Gerücht, dass diese Methode von Erfolg gekrönt werde, bewährt sich hartnäckig, obwohl die Realität das Gegenteil beweist. Dies führt auch bisweilen zu einer angespannten Beziehung zur indischen Botschaft. Da unter den Zeitungskolporteurs «*Khalistanis*» (Sikhs, die für ihre Gruppe einen unabhängigen Staat – im Gegensatz zu einem «*Hindustan*» – fordern) sehr lautstark auftraten (die Schlagzeile von der Ermordung Indira Gandhis wurde von einigen sogar ausgerufen), entstand ein etwas getrübt Verhältnis zu dieser Berufsgruppe. Auch wollen viele nach fünf Jahren die österreichische Staatsbürgerschaft beantragen. Um das dafür erforderliche «character-certificate» schneller zu bekommen, üben sie bisweilen starken Druck auf die Botschaft aus. Es entspricht der Aufgabe dieser Institution, besonders mit Problemfällen konfrontiert zu werden. So ist es verständlich, von ihren Vertretern den Eindruck vermittelt zu bekommen, alle indischen Zeitungskolporteurs seien *Khalistanis*, die nach einem Flug in osteuropäische Länder (vor allem Rumänien) von Schleppern nach Österreich eingeschleust werden. Doch, dass die unsichere Situation im Punjab Anfang der achtziger Jahre zu einer verstärkten Auswanderung aus dieser Region geführt hat, steht ausser Zweifel.

Soziale Schichtung

Eine distanzierte Haltung vieler Inder zu den Zeitungskolporteurs besteht daher nicht bloss wegen deren sozialer Stellung. Doch die Charakterisierung des Inder als «Homo hierarchicus» (Dumont 1970) ist zweifelsohne sehr treffend. Obwohl es sich hierbei nicht um das traditionelle Kastenwesen handelt, spielt in der indischen Einwandererkolonie hierarchisches Denken eine bedeutende Rolle. Es steht im Widerspruch zur gesteigerten sozialen Mobilität der Einwanderungsgesellschaft. Wenngleich in der Realität nur einige wenige Karriere machen, ist der Traum vom Aufstieg die dominierende Ideologie der Migranten. Die einen Restaurantbesitzer unterstreichen stolz, dass sie selbst einmal als Zeitungverkäufer auf der Strasse gestanden sind, die anderen weisen darauf hin, dass ihre Konkurrenten keine Fachleute sind, sondern als Zeitungverkäufer gearbeitet haben und dass diese auch keine richtigen Köche haben, «nur» ehemalige Kolporteurs. Auch Marktfahrer klagen, das Geschäft sei inzwischen verdorben worden durch die Konkurrenz der vielen früheren Zeitungverkäufer, die davon nichts verstünden und allzusehr die Prei-

se drückten. Viele indische Gastronomen, Geschäftsleute, Taxiunternehmer bekennen sich selbstbewusst zu ihrer Kolporteursvergangenheit. Diese ist ja nichts Unehrenhaftes, vielmehr verleiht sie der Gegenwart besonderen Glanz. Es ist sogar eine besondere Ehre, «ganz unten» angefangen zu haben.

Doch dann gibt es auch diejenigen, die sich für besser halten, weil sie nie in ihrem Leben auch nur einen Tag Zeitungen verkauft haben. Sie distanzieren sich von den Zeitungskolporteurs und heben hervor, dass die «gentleman-families» mit solchen Leuten keinen Kontakt pflegen. Dabei übersehen sie, dass sich selbst im Kreise dieser «vornehmen» Familien frühere Zeitungsverkäufer finden. Die Arroganz, dass die Ehre eines Menschen und auch die seiner Familie durch diese Tätigkeit auf Lebenszeit befleckt werden könnte, kann sich gegenüber dem Stolz der Aufsteiger nicht durchsetzen. Ein Koch ärgerte sich über seinen Cousin, einen Kellner, dieser fange an, überheblich zu werden – dabei hätte er ihm hier alle Wege geebnet, so dass dieser nicht ein einziges Mal Zeitungen verkaufen musste. Das Ehrkonzept der Sikh kann durch keine noch so niedrige Arbeit verletzt werden, sondern nur durch Tätigkeiten, die anderen Menschen Schaden zufügen: Ehrliche Armut ist jedenfalls besser als Reichtum durch Gier und Ausbeutung (vgl. Cole a. Sambhi 1978, 11f.). Dennoch schimpfen viele Sikh über den Zeitungsverkauf, das sei «*ganda kam*» – schlechte, schmutzige Arbeit. Die Hände werden beim Zeitungsverkauf durch Druckerschwärze und Geld dreckig, doch diese Aussage ist durchaus in moralischem Sinn gemeint. Und Pakistanis betonen nicht selten, dass zu Hause niemand erfahren soll, dass sie in Österreich keine «ehrenvollere» Tätigkeit ausüben können. Hier ist die typische Ambivalenz des Stigmas zu beobachten, seine primäre Funktion, zu diskreditieren, kann in ihr Gegenteil verkehrt werden (Goffman 1990).

Aufstiegshoffnungen sind aber in vielen Fällen sehr bescheiden und realistisch. Kaum jemand träumt davon, «vom Kolporteur zum Millionär» zu avancieren, eine häufig angestrebte «Traumkarriere» kann bereits mit einer Stelle als Küchenhilfe in einem «Fastfood-Restaurant» erfüllt werden (Hummel 1992c, 226). Doch meist stacheln dann erfolgreichere Vorbilder den Ehrgeiz stets von neuem an. Die Utopien der Migranten beziehen sich jedoch auch auf das Heimatland und auf die Generation der Kinder. Eine Reihe langjähriger Kolporteure wünscht sich gar keine andere Tätigkeit; manche verkaufen schon seit eineinhalb Jahrzehnten Zeitungen. Einige leben hier mit ihrer Familie. Obwohl sie schon die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen haben, sehnen sich viele nach dem Tag, an dem sie endgültig nach Indien zurückkehren. Unter ihnen sind ein paar alte Männer, die in ihrer Heimat keine Pension bekommen können. Sie sind stolz darauf, noch im Alter ihrer Familie und sich selbst einen höheren Lebensstandard ermöglichen zu können.

Doch bisher sprach ich nur von den Wertungen der Einwanderer. Besonders tragisch ist es, wenn die Kolportagetätigkeit von der Aufnahmegesellschaft stigmatisiert wird, und wenn Zeitungsverkauf mit dem Stigma der dunklen Hautfarbe verschmolzen wird. Dies bedeutet, dass bestimmten «rassischen» Gruppen «unehrenhafte» Tätigkeiten zugewiesen werden. Zweifelsohne ist das Alltagsleben in

Wien nicht frei von dieser einer modernen Gesellschaft, deren Ideal Statuserwerb im freien Wettbewerb darstellt, fundamental entgegengesetzten Denkweise. Es ist wichtig zu betonen, dass solche Bestrebungen den Zielen der Migranten zuwiderlaufen und in den meisten Fällen nicht auf diese zurückzuführen sind (vgl.: Bukow 1993). Aber sie betreffen nicht nur gegenwärtige und frühere Zeitungskolporteur. Ein Geschäftsmann aus Bangladesh spricht bei einem österreichischen Kollegen vor und wird lachend gefragt, ob er Zeitungen verkaufen möchte... Die Ethnisierung der Gesellschaft führt tendenziell zur Herausbildung eines Kastensystems. Der Vergleich mit dem Kastenwesen ist lehrreich und ernüchternd, doch lässt er ebenso die bestehenden Unterschiede deutlich hervortreten. Die Mobilität in unserer Gesellschaft ist zu gross, um den Begriff der Kaste sinnvoll anwenden zu können. Noch konnten sich keine rituellen Reinheitsvorstellungen durchsetzen, der Zwang zur Endogamie ist vielleicht sogar im Abnehmen. Auch im weiteren Sinn handelt es sich bei Kasten um traditional beziehungsweise religiös anerkannte Ordnungen, die grundsätzlich keine individuelle Mobilität und keine Exogamie erlauben (Endruweit 1989, 326).

Es kommt aber häufig zur Übereinstimmung von ethnischer Zugehörigkeit und Klasse, die Milton Gordon mit dem Konzept der «ethclass» beschreibt (siehe: Heckmann 1992, 93). Von dieser Entwicklung ist aber die gesamte Gesellschaft betroffen und nicht, wie Elisabeth Lichtenberger meint, nur bestimmte Gruppen von neuen Einwanderern. Sie trifft in ihrer Beschreibung der ethnischen Segmentierung des Arbeitsmarktes eine Unterscheidung zwischen «Gastarbeitern», «neuen Zuwanderern aus Ostmitteleuropa» und «Angehörigen einer ethnischen Kastengesellschaft». Als Beispiele für letztere führt sie «Zeitungsausträger aus Ägypten, neuerdings aus Bangladesh, Krankenschwestern von den Philippinen, neuerdings auch aus Indien, oder Chinesen im Gastgewerbe» an. Charakteristisch sei, dass «die Organisation und die Kontrolle innerhalb der ethnischen Kasten» einem «rentenkapitalistischen System» folge. Es handle sich dabei um eine «nicht staatlich reglementierte Zuwanderung», welche «zunächst irreversible Prozesse berufsspezifischer Abschottung auf dem Arbeitsmarkt in Gang» setze (Lichtenberger 1995, 13f.). Doch in Wirklichkeit gibt es in Österreich ausser der nur in geringem Mass stattfindenden illegalen Einwanderung keine Zuwanderung, die nicht staatlich reglementiert wäre. Und Illegale haben keine Chance, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, da eine sogenannte «Amnestie» abgelehnt wird.

Im Fall der Krankenschwestern handelt es sich um ethnische Konzentration qualifizierter Arbeitskräfte in einem stark formal geregelten Bereich. Es mutet seltsam an, diese Gruppe in eine Kategorie mit Selbständigen, die in Gastronomie und Kolportage tätig sind, einzuordnen – alle drei Bereiche sind völlig verschieden strukturiert. Noch mehr befremdet es aber, wenn diese Kategorie undifferenziert mit dem Begriff «Schlepperwesen» versehen wird (Lichtenberger 1995, 14). Das verbreitete soziale Phänomen der «Kettenmigration» – Rekrutierung durch informelle Kontakte und Familiennachzug – darf nicht mit den illegalen Schlepperorganisationen gleichgesetzt werden (auch wenn in wenigen Einzelfällen Kolporteur von Schlep-

pern ins Land gebracht wurden). Indische Zeitungskolporteurinnen und die vorwiegend aus Kerala stammenden indischen Krankenschwestern pflegen übrigens so gut wie keinen Kontakt miteinander. Sie haben kulturell, sprachlich und glaubensmässig kaum Gemeinsamkeiten. Die Krankenschwestern sind fast ausschliesslich Christinnen. Auch hier überwiegt eine von hierarchischen Gefühlen begleitete soziale Distanz: Für viele Kolporteurinnen aus dem Punjab haben die Südinderinnen allein auf Grund ihrer dunklen Hautfarbe (entsprechend dem populären Verständnis des Kastenwesens) einen niedrigeren Rang. Zusätzlich ist die Auffassung verbreitet, diese stammten aus so armen Verhältnissen, dass sie zum Christentum überträten, um sich von Missionaren vor dem sicheren Hungertod retten zu lassen. Zeitungverkäufer, die stolz den Reichtum des Punjab rühmen, nehmen nicht wahr, wie südindische Einwanderer selbstbewusst ihre guten Qualifikationen hervorstreichen und sich glücklich preisen, nicht vom Zeitungverkauf leben zu müssen.

Der Unterschied der heutigen Einwanderer zu den türkischen und jugoslawischen «Gastarbeitern», die in der Zeit der Hochkonjunktur durch Anwerbeverträge ins Land geholt wurden, ist augenfällig. Er ist aber eher auf die veränderte Wirtschaftslage zurückzuführen als auf kulturelle Charakteristika der Einwanderer selbst. Bezeichnenderweise besteht die «Fachterminologie» indischer Kolporteurinnen zur Gänze aus von Dolmetschern der Vertriebsorganisationen geprägten «Lehnwörtern» und nicht aus Begriffen ihrer Muttersprache: Denn mit einem Zeitungverkäufer in Indien, einem «*akhbarwala*» haben sie wirklich nichts gemeinsam. Ihre Arbeit ist «*paper ka kam*», «*Zeitung ka kam*» («Zeitungsarbeit»), «*paper lagana*» («Zeitungen anbringen»), eine Bezeichnung für die Hauszustellung und das Anbringen von Zeitungsautomaten am Wochenende – einträgliche Zusatzarbeiten für Kolporteurinnen mit Auto und Führerschein) oder «*place karana*» («Standplatz» – wörtlich «Platz machen») oder sie sind «*lofa*» («Läufer», das sind nicht-stationäre Kolporteurinnen). Manche sagen schlicht, sie machen «*yehi kam*» – eben die Arbeit, die alle machen müssen. . .

In diesem Zusammenhang möchte ich auf ein Missverständnis in der wissenschaftlichen Literatur über Zeitungskolporteurinnen hinweisen: Roman Hummel behauptet ziemlich hartnäckig, Helga Leitner würde unterstellen, «dass die Akzeptanz dieser Praktiken (informelle Arbeitsorganisation und vor allem Korruption; Anm. BF) aus der Vertrautheit der Kolporteurinnen mit diesem System in ihren Heimatländern resultiere» (Hummel 1994, 259; ders. 1992c, 228). Dabei führt er aber genau die Stelle an, wo sie ganz klar im entgegengesetzten Sinn argumentiert und darauf hinweist, dass der Status der Kolporteurinnen als Selbständige festgelegt worden war, bevor Ausländer beschäftigt wurden, dass also die Initiative von den Zeitungsfirmen ausging und nicht von den Migranten selbst (siehe: Leitner 1990, 226, vgl.: Fuchs 1992, 43f.). Nicht diese organisieren sich anders, sondern unsere Gesellschaft beziehungsweise deren Institutionen gehen mit ihnen anders um und geben ihnen keine andere Möglichkeit. Ein Kolporteur aus dem Punjab gewann daher den Eindruck, andere Ausländer seien in Österreich beliebter als Inder, weil sie nicht als Zeitungverkäufer arbeiteten, ein Umstand, den er sich in keiner Weise erklären

konnte. Die Beziehung zwischen verschiedenen Ausländergruppen ist nämlich nicht weniger von negativen Vorurteilen belastet als diejenige zwischen Ausländern und Inländern: Von indischen Kolporteuren bekam ich nicht selten Klagen über die «schmutzigen, unhöflichen, aggressiven und diebischen» Türken und «Yugos» zu hören. Die Fragestellung Lichtenbergers, ob solche «ethnische Kasten» oder auch «Pseudokasten» (wie die der Zeitungskolporteure) längerfristig bestehen blieben, oder ob sie in die metropolitane Arbeitsgesellschaft integriert werden könnten (Lichtenberger 1995, 14), übersieht, dass laufend individueller Aufstieg und personelle Fluktuation stattfinden. Zeitungsverkäufer bilden keine isolierte Subkultur, sondern stehen in enger Beziehung zu Mitgliedern ihrer ethnischen Gruppe anderer Klassenzugehörigkeit. Allerdings sind Bereiche ethnischer Ökonomie auf ständige Erneuerung durch neue Zuwanderung angewiesen, was die heutige Gesetzgebung aber verhindert. Ist kein Austausch mehr möglich, so ist entweder eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu erwarten – und damit auch eine Auflösung der ethnischen Konzentration – oder die Aufgabe dieser unrentabel gewordenen Bereiche.¹²

Der Blick auf unsere Gesellschaft

Ich möchte mich noch einmal auf die Ebene der Typisierung begeben. Nicht nur von unserer Gesellschaft wird ein Bild des Kolporteurs konstruiert. Während die Zeitungsverkäufer selbst nur am Rande wahrgenommen werden, widmen sie ihre volle Aufmerksamkeit der Beobachtung des Lebens der fremden Stadt. Sie wundern sich, dass es ihnen bei Jugendlichen schwerfällt, anhand von Kleidung und Frisur eindeutig das Geschlecht zu identifizieren. Und zu erkennen, ob eine Frau verheiratet ist oder nicht, scheint gar unmöglich. Sie amüsieren sich darüber, dass den hellhäutigen Menschen ein dunkler Teint als Ideal vorschwebt, während Inder Blässe bewundern. Sie stellen erstaunt fest, dass auf den Strassen nur wenige Menschen zu erblicken sind, dafür aber umso mehr Autos. Schockiert reagieren sie auf Drogensüchtige, die sie um Geld «anpumpen». Sie schauen küssenden Liebespaaren und einsamen Alten zu. Sie bemühen sich im Kontakt zu ihren Kunden, die deutsche Sprache zu lernen und mehr über diese Kultur zu erfahren. Ebenso holen sie Erkundigungen bei erfahreneren Kollegen ein. Einige verfügen über gute Englischkenntnisse, was aber die Kommunikation mit den Wienern und Wienerinnen nicht immer erleichtert. Distanziert und verschlossen wirken die eilig Vorüberhenden auf sie. Manche murmeln gerade den Namen der gewünschten Zeitung, den Gruss zu beantworten oder gar zu danken wäre zu viel der Mühe. Ein Pakistani meinte, hier scheint ein Leben zu kurz zu sein, um einen Menschen kennenzulernen, während in seiner Heimat eine halbe Stunde ausreicht, eine Freundschaft für's Leben zu schliessen.

Mit Gefühlen, die zwischen Faszination und Entsetzen schwanken, lauschen sie den Berichten ihrer Landsleute von «freier Liebe» ohne Treue. Entsetzt über die

erschreckend hohe Scheidungsrate zieht mancher den Schluss, hier gäbe es keine Liebe, nur Sex. Kalt erscheint ihnen nicht nur das Klima sondern auch die Gesellschaft dieses Landes (eine Einschätzung, die sich mit psychologischer Literatur untermauern liesse. «Die kühle Gesellschaft. Von der Unmöglichkeit zur Nähe», lautet ein Buchtitel [Szczensny-Friedmann 1991, vgl. weiters Kakar 1988]). Söhne und Töchter verlassen ihre Eltern, um einsam zu wohnen. Alte werden in Heime geschickt. Zeitungskolportreure kommen auf ihrer sogenannten «Läufertour» durch Altersheime und Spitäler, in Restaurants, Beisl und Bordelle. Sie sehen Leute, die Hunde Gassi führen und gewinnen den Eindruck, dass hier Tiere mehr geliebt werden als Menschen. Von Kunden, die sie durch Hupsignale und Pfiffe auf sich aufmerksam machen, fühlen sie sich behandelt wie Tiere. Doch lernen sie auch die Grosszügigkeit, mit der Trinkgeld gegeben wird, schätzen. Und sie gewinnen Stammkunden, die bereitwillig mit ihnen plaudern und sie zu Weihnachten beschenken. (Die Treue der Zeitungsleser ist berüchtigt bei Kolporteuren, die ihren Standplatz wechseln müssen. Werden sie von ihrem Vorgänger nicht eingeführt, so sinkt der Absatz des Platzes ganz augenfällig.)

«Hochschule für Ausländer» oder auch «Krona-University» wird das Kolportagesystem von vielen Indern genannt, zum Teil zynisch, weil mancher ausländische Student, der sein Studium durch Zeitungverkauf finanzieren möchte, von früh bis spät auf der Strasse stehen muss, um für das Leben in Österreich genug zu verdienen. Aber diese Bezeichnung ist bisweilen durchaus ernst gemeint. Einige indische Einwanderer stellen rückblickend fest, das Wichtigste für das Leben in Österreich während ihrer Tätigkeit als Zeitungskolporteur gelernt zu haben. Für viele bleibt diese Zeit unvergesslich, doch manche Erinnerung ist schmerzlich: Ein Sikh zeigte mir an seinen beiden Knien lange Nähte. Er verkaufte an einer Kreuzung Zeitungen und übersah ein Auto. Meinem Freund Pawan Kumar wurde in der Kolportageabteilung durch den «Body Guard» eines Chefs die Hand gebrochen, als er sich in einer «Sprechstunde» nicht kurz fassen wollte... (siehe: Hagyo 1989; Volksstimme, 12. 11. 1989, 28. 5. 1989, 9. 9. 1989). Ein Angehöriger dieser «Hauspolizei» der Vertriebsgesellschaft fragte mich, was denn so interessant sei, an den «indischen Paviannen», dass ich über sie schreiben wolle. An der «Hochschule für Ausländer» wird nicht nur im «Selbststudium» gelernt, mit hervorragenden didaktischen Mitteln werden Anfänger auf ihre Aufgaben vorbereitet: In einer «Profi-Kolporteursausbildung» bringen ihnen Dolmetscher mit Hilfe eines Videos die Aussprache der wesentlichsten deutschen Worte (Guten Tag! Guten Morgen! Guten Abend! Bitte, Danke, Auf Wiedersehen! Zeitung, bitte...) und korrektes Verhalten bei: Die Jacke hat stets geschlossen zu sein, die Zeitung muss richtig «präsentiert» werden.

Ein Zeitungskolporteur muss an der Kreuzung stets zu den Autos hingehen und darf nicht davor zurückscheuen, die Fahrbahn zu betreten. Der Ägypter, der die Schulung leitet, erklärt, alle Menschen wären stets froh, wenn sie einen freundlichen Kolporteur trafen: «Das Leben ist hart genug. Es reicht, wenn wir auf der Strasse schauen, wie die Leute auf der Strasse gehen; san die meisten ernst, ist keiner freundlich, und es ist sehr angenehm für einen Passanten oder einen Kunden,

wenn er jeden Tag a freundlich's Gesicht von einem Kolporteur sieht. Das bringt mehr Verkauf und mehr Geld.»¹³ Es gibt sogar Prämien für Zeitungsverkäufer, die sich durch Lächeln und vorbildliches Präsentieren der Zeitung auszeichnen. Die Huldigung an Österreich, die der Zeitungskolporteur Kewal Krishan singt, passt gut zu solchen pädagogischen Massnahmen der Vertriebsgesellschaft. Seine grenzenlose Bewunderung für die österreichische Gesellschaft erinnert an die Idealisierung der «stets freundlich lächelnden» Zeitungskolporteurs. Der bedeutende Unterschied zwischen Stereotypen vom Kolporteur aus der Perspektive der österreichischen Gesellschaft und den Bildern, die sich Zeitungsverkäufer von uns machen, liegt darin, dass wir auf sie nicht angewiesen sind. Die Beobachtung der Lebensgewohnheiten der Zeitungskolporteurs nimmt wohl kaum im Leben eines Österreicher den Stellenwert ein, den der Erwerb von Wissen über das Leben in diesem Land für Arbeitsmigranten selbstverständlich besitzen muss. Deshalb ist die Typisierung der Ausländer meist stark von Distanz und Wirklichkeitsferne verzerrt.

Aber auch bei den Fremden lässt sich die Haltung der «Xenophilie» finden. Ebenso gibt es Vertreter der «Xenophobie», die unsere Gesellschaft als unmoralisch und ausbeuterisch verachten. Doch nicht selten assoziieren indische Migranten mit ihrer Heimat nur Armut, Hitze, Schmutz, Korruption, Terror und Polizeigewalt. Umso mehr idealisieren sie jedoch den Westen. Und etliche stellen frustriert fest, dass es mit der sozialen Wärme der indischen Kultur nicht allzu weit her sei: «Warum müssen wir dann unsere Familien verlassen, um ihnen Geld zu schicken? In Indien gibt es keine Liebe. Woher soll sie kommen, wenn ein Mädchen von den Eltern gezwungen wird, einen bestimmten Mann zu heiraten und ein Leben lang treu zu verehren, selbst wenn er hässlich und alt ist und sie täglich schlägt? Indien hat <zero culture>!» (vgl.: Sastry 1991) In ihrer vollkommenen Entwurzelung besonders zu bedauern sind aber diejenigen, die von West und Ost, von Heimat und Fremde gleichermaßen enttäuscht sind (hiez: Erdheim 1992). Kewal Krishan, glühender Verehrer *Netaji Boses*, war bereit gewesen, für Indien sein Leben hinzugeben. 1984 wurde ihm eine Auszeichnung für Verdienste im Indischen Freiheitskampf verliehen. 1986 im Alter von 60 Jahren kam er nach Österreich, seither verkauft er hier Zeitungen. Sein Wunsch nach einer von der Republik Indien gezahlten Pension wurde nicht erfüllt. Er spricht von Indien wie von einer Mutter, die ihr Kind verstossen hat und versäumt keine Gelegenheit, Österreich seine grenzenlose Dankbarkeit dafür zu erweisen, dass er hier auf der Strasse Zeitungen verkaufen darf.

Zindagi muskara is tarah
Muskarate hai phul jis tarah
Austriya zindabad
Austriya zindabad
Mujhe satkar mila teri raho me
mujhe pyar mila teri vaho me
Kewal Krishan Shandillaya

Dein Leben lang lache
Wie die Blumen lachen
Es lebe Österreich!
Es lebe Österreich!
Gastfreundschaft habe ich in Deinen Strassen
Liebe habe ich in Deinen Armen gefunden



Der Text: «Immer mehr österreichische Zeitungen in ausländischem Besitz», bezieht sich darauf, dass sich die deutsche WAZ-Gruppe in die führenden österreichischen Zeitungen eingekauft hat (Cartoon aus trend 12/1982, S. 157).

Zusammenfassung

Bei der Betrachtung der Zeitungskolportere unter dem Aspekt der sozialen Wahrnehmung setze ich folgende Schwerpunkte:

1. die Fremdbilder vom Kolporteur aus österreichischer Perspektive
2. Ursachen und Konsequenzen der wechselseitigen Typisierung der Kolportere
3. die Stellung der Zeitungverkäufer innerhalb der indischen Einwanderer im Besonderen und der Ausländer im Allgemeinen sowie
4. den Blick auf unsere Gesellschaft aus dem Blickwinkel der Kolportere.

Unter Punkt 1 werden von xenophiler, xenophober und miserabilistischer Haltung geprägte Kolporteurs-Stereotypen dargestellt, wobei die hervorragende Bedeutung der fremdenfreundlichen Perspektive zu unterstreichen ist. Zeitungskolportere gehören wohl zu den beliebtesten Ausländern, klischeehaft werden sie als «freundlich lächelnd, stets ihre gute Laune bewahrend» beschrieben. Stereotypen sind nicht frei von ökonomischen Zusammenhängen, so lässt sich die hier vorherrschende Xenophilie besser im Kontext einer juristisch bedingten erfolgreichen Ausschaltung von Konkurrenz verstehen. Überdies findet die positive Charakterisierung der Kolportere mediale Unterstützung, auch besonders von seiten der von ihnen vertriebenen Produkte (denen ansonsten keine übertriebene Sympathie für Ausländer nachzusagen ist).

Bei Punkt 2 lässt sich zeigen, wie kulturelle Heterogenität eine umfassendere Solidarität der Zeitungskolportere verhindert. Konkurrenz wirkt als Katalysator

sich bildender nationaler Stereotypen. Aber auch auf Grund von Rahmenbedingungen, die politisches Engagement so gut wie ausschliessen, treten kulturelle Differenzen verstärkt hervor. Ethnische Segregation wird von Vertriebsorganisationen als ein Mittel zur Herrschaftssicherung gezielt eingesetzt. Es werden Überlegungen angestellt, wie weit die aktive Rolle dieser Unternehmungen gehen könnte. Die starke «Emigrationskultur» des Punjab lässt den Schluss zu, dass es wohl ausreicht, sich auf ein permissives Vorgehen gegenüber Indern zu beschränken.

Unter Punkt 3 werden Probleme der ethnischen Schichtung behandelt, und der Vergleich mit einem Kastensystem wird angestellt. Zeitungskolporteur sind vom Widerspruch zwischen der erhöhten sozialen Mobilität der Migranten und einem unter Indern verbreiteten hierarchischen Denken besonders betroffen. Doch sind die Schichtungskriterien nicht von Kastenzugehörigkeiten abhängig. Die ethnische Segregation in unserer Gesellschaft mag teilweise an Kasten erinnern, doch lässt sich dieser Begriff nicht wirklich auf hiesige Verhältnisse übertragen. Kasten erlauben keine individuelle Mobilität. Eine Ethnisierung der Gesellschaft bedroht Grundwerte der westlichen Moderne, indem sie eine auf zugeschriebenem Status beruhende Hierarchie durchzusetzen versucht. Auch am Beispiel der Zeitungskolporteur wird sichtbar, dass Ursachen für ethnische Konzentrationen in der Ökonomie weniger bei den Einwanderern selbst zu finden sind, als vielmehr im Wechselspiel zwischen restriktiven Bestimmungen der Aufnahmeländer und Interessen des Kapitals.

In Punkt 4 schliesst sich der Kreis, da in der Typisierung unserer Gesellschaft durch die Kolporteur ebenfalls eine xenophile Haltung verbreitet ist. Dass auch dabei Zeitungsvertriebsgesellschaften versuchen, eine «Vermittlerrolle» zu übernehmen, indem sie auf die Freundlichkeit ihrer Kolporteur besonderen Wert legen, will ich nicht überbewerten. Schliesslich kann niemand zum Lächeln gezwungen werden, und gerade der in der Kolportage herrschende Zwang ist einer der Gründe, die zur negativen Bewertung Österreichs beitragen. Ethnozentrismus und Xenophobie sind auch bei Zeitungskolporturen zu konstatieren: Deren Konsequenzen werden an Hand der Beziehungen der Kolporteur unterschiedlicher Nationalität im Punkt 2 gezeigt. Am Beispiel negativer Bewertungen von anderen Ausländern – und auch Indern anderer Herkunft – werden sie im Punkt 3 angedeutet. Verachtung für als amoralisch und ehrlos erlebtes Verhalten der Österreicher (und besonders der Österreicherinnen) ist ebenso häufig. Das asymmetrische Verhältnis zwischen Aufnahmegesellschaft und Zeitungskolporturen bedingt einen fundamentalen Unterschied zwischen Stereotypen vom Kolporteur und dessen Wahrnehmung unserer Kultur, da die Auseinandersetzung eines Arbeitsmigranten mit dem fremden Land notwendig intensiver sein muss als umgekehrt. Daraus ergeben sich zum Teil sehr differenzierte Positionen, die zwischen der Vorstellung von einer kulturellen Überlegenheit Indiens und Bewunderung des Westens schwanken.

Anmerkungen

- ¹ Ich widme mich dem Thema der Zeitungskolporture seit 1989, als ich in einem Seminar daran zu arbeiten begann. 1992 schloss ich meine mit dieser Problematik befasste Diplomarbeit ab (Fuchs 1992). In der Dissertation weitete ich die untersuchte Personengruppe auf indische Einwanderer im Allgemeinen aus.
- ² Zu dieser Schätzung siehe Hummel 1992a, andere Autoren gehen von einer grösseren Zahl aus (z. B. Leitner 1990).
- ³ Zur Kritik, dass es zu geringe Zahlen für in Österreich geborene Gastarbeiterkinder und zu hohe für Zeitungskolporture gäbe, meint Innenminister Löschnak allerdings, «dass es in der Aufenthaltsverordnung gar keine «Teilquoten», für einzelne Gruppen gibt» (Löschnak 1993, 89).
- ⁴ Der Bereich der Hauszustellung wird hingegen ganz anders betrachtet: «Bevor wir unsere Zeitungen nur deshalb nicht anbringen, weil sie von Ausländern zugestellt werden, suchen wir uns natürlich echte Österreicher», meinte der Vertriebschef der Mediaprint (zit. nach: Oblak 1990, AZ 5.10.1990). In diesem Fall gehe es um die «Vertrauenswürdigkeit»!
- ⁵ Ganz anders ist die Situation freilich im Fall des «brain drain».
- ⁶ Hiezu und zur nun folgenden Darstellung des Problems der Identitätspolitik der Zeitungskolporture siehe Fuchs 1993.
- ⁷ Überdies scheint auch der Bekanntheitsgrad des «Vereins für Zeitungskolporture» sehr gering zu sein, nicht einmal die Hälfte aller Kolporture in Wien kennt ihn (Hummel 1992a, 54).
- ⁸ Briefwechsel vom Dezember 1987 zwischen den Geschäftsführungen von Kronen Zeitung und Kurier.
- ⁹ Die Anführungszeichen weisen darauf hin, dass die Zugehörigkeit von Personen, welche symbolisch bedeutsame Regeln nicht beachten, besonders strittig ist – unabhängig von deren Selbstzuschreibung. Die Toleranz der Muslime gegenüber Alkohol ist allerdings weit grösser als die der Sikhs gegenüber Tabak. Wenig bekannt ist die Tatsache, dass der Tradition verpflichtete Moslems einst auch Kaffee und Tabak als Neuerungen verurteilten (Rodinson 1986, 184f.).
- ¹⁰ Das Gegensatzpaar «pakka» – «kaccha» beschreibt die Oppositionen «reif» – «unreif», «gekocht» – «roh».
- ¹¹ Auf dieses Phänomen wurde ich auch in der Personalabteilung der Firma «Feibra» aufmerksam gemacht, als ich mich nach Erfahrungen mit indischen Verteilern von Werbematerial erkundigte.
- ¹² Die Hypothese Lichtenbergers lautet hingegen, dass ein «Verlust durch Aufsteiger» zu «Ghettoisierungsprozessen» führen würde und die Lebensqualität der Verbliebenen beeinträchtigen würde, dieser Gedanke ist für mich am Beispiel der Kolporture nicht nachvollziehbar (Lichtenberger 1995, 15).
- ¹³ Siehe im Film «Good News» von Ulrich Seidl (1990). In diesem Film klingen viele der in diesem Abschnitt angesprochenen Themen an.

Literatur

- AUER, SEPP: Zeitungskolporteure. Sklaven für die Pressefreiheit. In: Extrablatt. Dezember 1980, S. 38–40.
- AUER, SEPP (1981a): Zeitungskolporteure. Ein Herz für Sklaven. In: Extrablatt. Jänner 1981, S. 34f.
- AUER, SEPP (1981b): Kolporteure – Grundsätzliche Erwägungen. In: Extrablatt. Februar 1981, S. 37.
- AUER, SEPP (1981c): Kolporteure – Kanzlerworte. In: Extrablatt. März 1981, S. 41.
- AURORA, GURDIP SINGH: *The New Frontiersmen. A Sociological Study of Indian Immigrants in the United Kingdom.* Bombay 1967.
- BAUSINGER, HERMANN: Name und Stereotyp. In: Gerndt, Helge (Hg.): *Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder-Selbstbilder-Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 8).* München 1988, S. 13–19.
- BEZDEKA, JOHANN, u. PETER GRASER (Hg.): *Aufenthaltsgesetz. Gesetztext, Materialien, einschlägige Nebenbestimmungen und Anmerkungen der Herausgeber.* Wien 1994.
- BUKOW, WOLF DIETER: *Leben in der Multikulturellen Gesellschaft. Die Entstehung kleiner Unternehmer und die Schwierigkeiten im Umgang mit ethnischen Minderheiten.* Opladen 1993.
- COLE, WILLIAM OWEN, und PIARA SINGH SAMBHI: *The Sikhs. Their Religious Beliefs and Practices.* London e.a. 1978.
- DISTL, GOTTFRIED: *Europa den Afrikanern.* Ravensburg 1987.
- DUMONT, LOUIS: *Homo Hierarchicus. The Caste System and Its Implications.* London 1970 (franz. Orig. Paris 1966).
- ENDRUWEIT, GÜNTER: Kaste. In: Endruweit, Günter, u. Gisela Trommsdorff (Hg.): *Wörterbuch der Soziologie. Bd. 2.* Stuttgart 1989, S. 325–327.
- ERDHEIM, MARIO: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Müller-Funk, Wolfgang (Hg.): *Neue Heimaten – neue Fremden. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage.* Wien 1992, S. 39–52.
- FETSCHER, IRING: *Toleranz. Von der Unentbehrlichkeit einer kleinen Tugend für die Demokratie. Historische Rückblicke und aktuelle Probleme.* Stuttgart 1990.
- FREIE ZEITUNG, NEUE: 12. 7. 1990.
- FUCHS, BERNHARD: *Freundlich lächelnde Litfasssäulen. Zeitungskolporteure – Typisierungen und Realität.* Univ. Diplomarb. Wien 1992.
- FUCHS, BERNHARD: *Das Problem der Identität in der Zwischenwelt. Überlegungen zu den Schwierigkeiten politischen Engagements von Arbeitsmigranten am Beispiel der Zeitungskolporteure in Wien.* In: *Migration*, 1993/1, S. 39–62.
- GERNDT, HELGE (Hg.): *Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder-Selbstbilder-Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek (=Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 8).* München 1988.
- GOFFMAN, ERVING: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität.* Aus dem Amerikanischen von Frigga Haug (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 140). Frankfurt am Main 1990.
- HAGYO, ARPAD: *Nackter Terror.* In: *Volksstimme*. 28. 5. 1989.
- HAGYO, ARPAD: *«Behandlungsmethoden» bei der Mediaprint. Rechtsstreit um Kolporteur.* In: *Volksstimme*. 9. 9. 1989.
- HECKMANN, FRIEDRICH: *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen.* Stuttgart 1992.
- HUMMEL, ROMAN (1992a): *Die Situation der Zeitungskolporteure. Soziale Lage und rechtliche Stellung.* Unveröffentl. Projektbericht. Wien 1992.
- HUMMEL, ROMAN (1992b): *«Krona! Kurier!» Die Wiener Zeitungskolporteure.* In: Banik-Schweitzer, Renate u. a. (Hg.): *Wien wirklich: Der Stadtführer.* Wien 1992, S. 55f.
- HUMMEL, ROMAN (1992c): *Zwischen Tradition und Abrichtung. Lebensstilelemente von Zeitungskolporteuren.* In: *Medien Journal* 4/1992, S. 221–235.
- HUMMEL, ROMAN: *«Österreichische» Zeitungskolporteure. Lebensstil als Überlebensstrategie und Stigma.* In: Mörth, Ingo, und Gerhard Fröhlich (Hg.): *Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu.* Frankfurt und New York 1994, S. 253–262.
- JAIN, RAVINDRA K.: *Indian Communities Abroad. Themes and Literature.* New Delhi 1993.
- JEANNÉE, MICHAEL: *Ali Mohammed – oh, wie lacht! Wie ein ägyptischer «Krone»-Kolporteur in Wien Weihnachten feiert. Und warum.* In: *Neue Kronen Zeitung*, 25. 12. 1991, S. 22f.

- KAFÖ (KOMMITEE FÜR EIN AUSLÄNDERFREUNDLICHES ÖSTERREICH): Oh, du gastlich Land... Vom Leben der Ausländer/innen in Österreich. 2. aktualisierte und verbesserte Auflage. Wien 1985.
- KAKAR, SUDHIR: Kindheit und Gesellschaft in Indien. Eine psychoanalytische Studie. Aus dem Englischen übersetzt von Norbert Geldner. Frankfurt am Main 1988.
- KRONEN ZEITUNG, NEUE, 22. 1. 1989, 25. 12. 1991, 4. 3. 1993.
- KURIER, 4. 3. 1993.
- LEITNER, HELGA: Informal work on the streets of Vienna: the foreign newspaper vendors. In: *Espace, Populations, Societies* 1990/2, S. 221–229.
- LICHTENBERGER, ELISABETH: Schmelztiegel Wien. Das Problem der «neuen Zuwanderung» von Ausländern. In: *Geographische Rundschau*, Jg. 47, H. 1, Jänner 1995, S. 10–17.
- LISCHKE, URSULA UND HEINZ RÖGL: Multikulturalität. Ein Begriff trifft auf seine Wirklichkeit. Forschungsbericht. IKUS. ien 1992.
- LÖSCHNAK, FRANZ: Menschen aus der Fremde. Flüchtlinge, Vertriebene, Gastarbeiter. Wien 1993.
- LUX, GEORG: «Verfolgungswahn» und Hass: Exlehrer wurde zum Mörder! In: *Täglich Alles*, 5. 3. 1993.
- MCLEOD, W.H.: Who is a Sikh? The Problem of Sikh Identity. Oxford 1989.
- OBLAK, REINHOLD: Über das Vertrauen der Inländer. «Weil Zeitungen nicht angebracht werden können.» In: *AZ*. 5. 10. 1990.
- RODINSON, MAXIME: Islam und Kapitalismus. Übersetzt von Renate Schubert. Mit einer Einleitung von Bassam Tibi (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 584). Frankfurt am Main 1986.
- SAGMEISTER, TRUDE: El Sajed Ali Hussein, der Lebensretter. In: *Neue Kronen Zeitung*, 22. 1. 1989, S. 28–31.
- SASTRY, CHANDRASHEKHAR: The Non-Resident Indian. From Non-Being to Being. Bangalore 1991.
- STEINWEG, ANGELIKA: Auf ein Wort. In: *Samstag* Nr. 1/5. 1. 1991.
- SZCZESNY-FRIEDMANN, CLAUDIA: Die kühle Gesellschaft. Von der Unmöglichkeit zur Nähe. München 1991.
- TURRINI, PETER: Tod und Teufel. Eine Kolportage (= Burgtheater Wien. Programmbuch Nr. 67). Wien 1990.
- VOLKSSTIMME, 12. 11. 1989, 28. 5. 1989, 9. 9. 1989.
- WALZER, MICHAEL: Sphären der Gerechtigkeit. Ein Plädoyer für Pluralität und Gleichheit. Aus dem Englischen von Hanne Herkommer (= Theorie und Gesellschaft, Bd. 23). Frankfurt am Main – New York 1992.
- WITZMANN, RAINGARD: Wiener Typen. Historische Alltagsfotos aus dem 19. Jahrhundert. Dortmund 1982.
- WESS-DE VELÁSQUEZ, MECHTHILD: Ein Ausländerprojekt als Erfahrungsprozess. In: Ina-Maria Greverus u. a. (Hg.): *Kulturkontakt-Kulturkonflikt: Zur Erfahrung des Fremden*. 26. Deutscher Volkskundekongress in Frankfurt vom 28. September bis 2. Oktober 1987. 2. Bd. (= Notizen; Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main. Bd. 28, Okt. 1988). Frankfurt am Main 1988, S. 665–672.